

Eigenarten nachgesagt, aber die Gerüchte blieben vage. Vielleicht, weil man es nicht genau wusste, vielleicht, weil nichts dran war.

Ben klingelte an der Tür der edwardianischen Villa, und Cedric Darney selbst öffnete ihm. Ben hatte Personal erwartet. Den Herausgeber des *Scottish Independent* kannte er von Bildern. Auch im echten Leben wirkte er zerbrechlich und angreifbar. Die zehn Jahre, die er jünger war als Ben, waren nicht zu übersehen, und einzig seine aufrechte, fast strenge Haltung verlieh ihm eine natürliche Autorität. Darney war genau die Sorte schwindsüchtiger, dekadenter Aristokratensohn, die man aus viktorianischen Romanen kannte. Wenn man ihn sah, wusste man, warum das blaue Blut regelmäßig eine bürgerliche Frischzellenkur brauchte. Er musste an Dorian Gray denken und konnte sich gut vorstellen, dass Cedric Darney auf dem Speicher ein Bild von sich hatte, das für ihn alterte. Vielleicht, weil er so perfekte Gesichtszüge hatte, als sei er selbst ein Gemälde. Ben konnte aber nicht behaupten, dass der junge Mann ihm unsympathisch war. Im Gegenteil.

Cedric Darney ging durch die Halle voran und öffnete eine der hinteren Türen. Der Raum war im Bauhausstil eingerichtet, und die Möbel standen irritierend geometrisch. Nirgendwo Unordnung, nirgendwo Dreck oder auch nur ein Körnchen Staub. Also doch Personal, dachte Ben zufrieden.

Er wartete, bis Darney ihn bat, sich zu setzen, und hatte den Eindruck, dass der seinen Platz strategisch an ihm ausrichten wollte. Steckte eine bestimmte Psychologie dahinter? Irgendein Trick, den Ben nicht kannte?

»Sie sind auf eine Geschichte gestoßen, die Sie mit mir besprechen wollen«, sagte Cedric Darney ohne Umschweife. »Handelt es sich dabei um meinen Vater?«

»Nein, Mr Darney«, antwortete Ben.

»Cedric.«

Ben bemerkte, dass seine Hände ineinander verflochten waren und er zusammengekauert dasaß. Schnell änderte er seine Sitzposition, um nicht mehr ganz so angestrengt zu wirken. »Es geht um We Help. Das sagt Ihnen sicher etwas?«

Cedric sah ihn abwartend an.

»Ich – oder vielmehr die Redaktion – habe ein anonymes Schreiben erhalten, dass bei der Stiftung nicht alles mit rechten Dingen zugehen würde.«

»Inwiefern?«

»Es habe Todesfälle gegeben. Kinder, die am Programm der Stiftung teilgenommen hatten, seien gestorben. Drei. Ich habe versucht, mehr darüber zu erfahren, bin aber bisher noch nicht sehr weit gekommen.«

»Haben Sie die Polizei verständigt?«

Ben starrte Cedric einige Sekunden an: »Warum hätte ich das tun sollen?«

»Wer außer Ihnen hat dieses Schreiben noch gesehen?«

»Außer mir? Niemand. Ich war gestern in der Redaktion und stand direkt neben dem Faxgerät, als es kam.«

»Kann ich es sehen?«

Ben zog es aus dem Rucksack, den er immer mit sich herumtrug, und hielt es Cedric hin.

»Legen Sie es auf den Tisch«, sagte Cedric, beugte sich vor und las die knappen Zeilen durch, ohne das Papier anzufassen. »Das ist nicht viel«, murmelte er.

»Aber wenn was dran ist ...«, begann Ben.

»Wissen wir, ob andere Zeitungen ebenfalls informiert wurden?«, fragte Cedric. Ben schüttelte den Kopf.

»Ich habe mich umgehört. Es scheint nur bei uns eingegangen zu sein. Wer es abgeschickt hat, konnte ich noch nicht rausfinden.«

»Haben Sie schon mit jemandem von der Stiftung gesprochen?«

»Gestern konnte ich kurz mit der Leiterin des Edinburgh-Projekts reden. Die Pressesprecherin habe ich auf Rückruf. Aber ich dachte, vielleicht ist es besser, erst mit Ihnen zu reden, bevor ...« Er ließ den Satz in der Luft hängen und wartete auf Cedrics Antwort. Wartete und dachte: Verdammt, was mach ich hier eigentlich?

Endlich sagte Cedric: »Reden Sie mit den Leuten. Warum auch nicht? Bestimmt ist an dieser Geschichte gar nichts dran, und irgendjemand will sich wichtigmachen.«

»Und wenn doch?«

»Dann wäre es gut, wenn Sie darüber schreiben. Oder dachten Sie, ich hätte etwas dagegen?«, hakte Cedric nach.

Ben entschied sich für die Wahrheit. »Ihnen gehört der Laden.«

Cedric schüttelte den Kopf. »Der Laden, wie Sie es nennen, gehört mir nicht. Streng genommen gehört mir gar nichts, sondern meinem Vater. We Help ist eine Tochtergesellschaft von Duncan Livingston Pharmaceuticals, einer Aktiengesellschaft, an der wiederum mein Vater beteiligt ist. Das meinten Sie, nehme ich an?«

Ben nickte. »Wenn die Stiftung Negativschlagzeilen macht, gehen die DLP-Aktien runter. Jeder weiß, wie das zusammenhängt. Man kann ja in keine Apotheke gehen, ohne dass man mit Werbebotschaften von DLP belästigt wird: Für jedes gekaufte Medikament aus dem Hause DLP gehen zwanzig Pence direkt an die Stiftung, und die hilft vor Ort in Schottland.«

»Und Sie dachten: Lieber einen Skandal vertuschen als das Darney-Vermögen gefährden?«

»Ich dachte: Lieber rechtzeitig Bescheid geben, bevor die Aktien fallen.«

Cedric lächelte. »Das ist fast rührend, wäre es nicht auf eine gewisse Art unverschämt. Ich bin mir sehr wohl bewusst, was für einen Ruf mein Vater hat. Aber dieser Ruf hat bisher niemanden daran gehindert, sein Geld zu nehmen. Einzig mit seinem Namen will man sich nicht mehr schmücken. Nein, Ben, wenn an dem Ganzen etwas dran ist, sollten wir es so schnell wie möglich herausfinden.«

Es war nicht die Antwort, mit der Ben gerechnet hatte. Aber hätte er nicht genau damit rechnen müssen bei dem Mann, der die Verbrechen seines eigenen Vaters auf die Titelseite gebracht hatte? Trotzdem regte sich Misstrauen in ihm. Er ließ es sich nicht anmerken.

»Gut.« Ben stand auf. »Ich sehe mir die Sache näher an. Sobald ich mehr weiß ... informiere ich Sie?«

»Sehr gern.«

»Und ... dann?«

»Dann werden Sie darüber berichten. Das ist doch Ihre Aufgabe, oder nicht?«

»Eigentlich bin ich Gerichtsreporter.«

»Eigentlich.«

»Na ja. Ja.«

»Dann rufe ich Ihren Chef an und sage ihm, er soll Sie bis auf Weiteres freistellen, weil Sie für mich an einer Geschichte arbeiten.« Er lächelte und führte Ben zur Haustür.

Cedric forderte ihn auf, an dem Ast zu sägen, auf dem er saß. Oder saß Ben auf dem Ast und wusste es nur nicht? Er verließ die Villa mit einem Gefühl der Benommenheit, und als er wieder in seinem Auto saß, kam er sich vor, als bewege er sich auf dünnem Eis.

3

Caitlin ließ die Polizisten in ihrem Haus allein. Sie wusste, sie würden nichts finden, solange sie nicht ihren Laptop untersuchten. Sie rechnete damit, dass sie sich lange genug mit der Hausdurchsuchung aufhalten würden, und diese Zeit würde sie nutzen, um die letzten Spuren ihres Exmanns zu verwischen.

Nachdem man ihr Auto untersucht und freigegeben hatte, fuhr sie zur Arbeit. Sie gratulierte sich selbst, dass sie den Laptop übers Wochenende im Büro gelassen und nicht wie sonst mitgenommen hatte.

Es war eine Fahrt von einer Dreiviertelstunde. Sie führte über die schmalen, sich windenden Straßen in südwestlicher Richtung zum Südzipfel des Loch Lomond. Das Gebäude, in dem die Stiftung untergebracht war, lag nicht weit von Balloch Castle entfernt. Es war unscheinbar genug, um das Desinteresse der Touristen zu garantieren. Darin zu arbeiten war deutlich attraktiver: Aus Caitlins Büro sah man über den See. Viele Touristen würden für diese Aussicht bedenkenlos Eintritt zahlen. Caitlin nahm sie heute nicht mal wahr. Sie stürmte zu ihrem Schreibtisch, fuhr den Laptop hoch und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte herum.

»Ich habe allen gesagt, du seist krank«, murkte Lenny, der persönliche Assistent des Stiftungsleiters, ohne von dem Modemagazin aufzusehen, das er durchblättert. Sie teilten sich das Büro. Caitlin konnte sich nicht erinnern, wann sie sich jemals auf Anhieb so gut mit jemandem verstanden hatte, und sie glaubte zu wissen, dass es Lenny ähnlich ging.

»Spontane Wunderheilung«, gab sie zurück und suchte die Mail, die sie so dringend löschen musste. »Ich hab doch angerufen und gesagt, dass ich später komme.«

»Aber nicht, warum. Und ich weiß, dass ich recht habe, wenn ich sage: Es lag nicht an einem Mann.«

»Falsch. Es lag an einem Mann.« Sie schob die Nachricht in den Papierkorb.

»Unmöglich. Du siehst so ungefickt aus wie eh und je.«

»Sagt der Richtige. Du hattest am Wochenende wohl kein Glück, oder warum weinst du beim Anblick von Unterhosenmodels?« Sie löschte den Inhalt des Papierkorbs. Die Warnung, dass damit alle darin befindlichen Mails unwiderruflich verloren seien, nahm sie dankbar zur Kenntnis.

»Vielleicht, weil ich ihn kenne.« Lenny hielt ihr die Seite hin, die er gerade aufgeschlagen hatte: ein durchtrainiertes Männermodel, noch keine zwanzig, schielte den Betrachter in James-Dean-Manier an.

Caitlin schüttelte den Kopf. »Wo findest du diese Typen? Für mich sehen sie alle gleich aus. Oder ist das derselbe wie letzte Woche?«

»Nein, der ist neu. Der von letzter Woche hat es nicht mal in die Zahnpastawerbung geschafft.« Lenny verdrehte die Augen und schlug die Zeitschrift zu. »Baby, jemand hat sich große Mühe gegeben, nach dir zu suchen.«

Bitte nicht das Pflegeheim, dachte sie. Ihre Mutter war seit Jahren ein Pflegefall, obwohl sie noch keine fünfzig war. Sie lag kaum ansprechbar und fern jeder Realität in einem Londoner Heim. Es gab immer wieder Wochen, in denen es aussah, als ginge es mit ihr zu Ende. Dann erholte sie sich wieder. Caitlin hatte schon längere Zeit keinen Anruf mehr vom Pflegeheim bekommen. Eine Nachricht war überfällig. Dann fiel ihr ein, dass sie bei den Schwestern nur ihre neue Handynummer hinterlassen hatte.

»Wer war's?«, fragte sie und versuchte, unverkrampft zu klingen.

»Ein Mann. Vielleicht der vom Wochenende?«

Unwillkürlich zuckte sie zusammen und griff nach der Schreibtischkante. »Wer?«

Lenny reichte ihr einen Zettel. »Ben Edwards vom *Scottish Independent*. Will ein Feature über die Stiftung machen und tat sehr wichtig. Vier Mal hat er angerufen. Und weil mir langweilig war, hab ich für dich nachgesehen: Der Süße ist eigentlich Gerichtsreporter. Will sich wohl mit was Neuem profilieren. Du weißt Bescheid?«

»Danke, ich kenne die Sorte«, log sie und nahm den Zettel mit der Telefonnummer. »Wieso hattest du Langeweile?«

»Der gute Dan hatte den ganzen Tag Meetings, Meetings, Meetings, und jemand musste auf das Telefon aufpassen, ohne zu stören, also durfte ich hier kuschelig im Warmen bleiben. Es ging sowieso nur darum, dass sich die einzelnen Projektleiter kennenlernen.«

Lenny sprach von den Kinderhilfsprojekten der Stiftung, die jetzt anliefen. Begonnen hatten sie in Stirling, dann war ein größeres in Edinburgh hinzugekommen, Aberdeen und Dundee waren in Planung, und ganze drei Projekte standen für Glasgow an. Die Stiftung finanzierte sich teils aus direkten Spenden, teils durch den Pharmakonzern Duncan Livingston Pharmaceuticals, kurz DLP, dessen Hauptsitz im Nachbargebäude untergebracht war. Caitlins erste Pressemeldung war die Bekanntgabe der Spende-zwanzig-Pence-Aktion gewesen: Wer Produkte von DLP – meist Generika gängiger Mittel – kaufte, spendete damit gleichzeitig zwanzig Pence an die Stiftung. Diese Aktion machte We Help bekannt, und gleichzeitig erhoffte sich DLP bessere Verkäufe dadurch, dass die Konsumenten ihr schlechtes Gewissen beruhigen konnten und das Gefühl hatten, vor der eigenen Haustür etwas Gutes zu unterstützen. »Afrika ist zu abstrakt«, hatte Dan Wallace, Leiter der Stiftung, bei ihrem Bewerbungsgespräch gesagt. »Und die Menschen verstehen immer weniger, warum im eigenen Land nichts getan wird. Jedes dritte Kind in Großbritannien lebt in Verhältnissen unterhalb der Armutsgrenze. Es fehlt an allem: Kleidung, Essen, Ausbildung, oft genug sogar an einem Dach über dem Kopf. Und vor allem fehlt jemand zum Reden, der Hoffnung gibt und Perspektiven aufzeigt.«

Sie hatte sich sofort in die Sache der Stiftung verliebt – oder in Dan, das wusste sie noch nicht so genau. Jedenfalls hatte diese kurze Rede sie begeistert, und zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie das Gefühl, etwas Bedeutendes tun zu können. Vielleicht nicht